

Indem wir durch verdämmerte Gassen schreiten, grüßen wir bald nach rechts, bald nach links: hier tritt uns Meister B i s c h e r, dort Meister S t o ß entgegen; Peter F l ö t n e r, Hans P l e h d e n w u r f f und vor allem Hans S u e ß von K u l m b a c h wollen auch nicht unangesprochen bleiben. Was sagen uns gerade diese Namen so Besonderes?

Sie sprechen zum Freunde aus dem Weichselosten. Meine Gedanken fliegen zur Stunde pfeilgeschwind hinüber und herüber, nach Polen und wieder zurück nach Franken. Unablässig so. Denn ich muß der Zeit gedenken, wo zwischen Deutschland und Polen ein ungleich besseres Einvernehmen bestand als heutzutage und wo es darum eine Lust gewesen sein muß, dem kulturellen Wechselspiel beider Völkerschaften zu folgen. Welches rege, schenkselige Hinüber und Herüber so vieler ausgezeichneten Geister, wie sie namentlich das ausgehende Mittelalter, vorzugsweise von Nürnberg aus, uneigennützigst an den polnischen Osten abgab! Krakau erreichte damals, lediglich dank der Kräfte, die von Franken herüberkamen, seine höchste Blüte und ward folglich, gleich dem es bemutternden Nürnberg in Deutschland, das „Aug' und Ohr“ im Polenlande. In mehr als einem Falle war es sogar dem „Nürnberg an der Weichsel“ vergönnt, die besten Leistungen der in seinen Mauern stets zahlreich anwesenden deutschen Künstler für sich zu gewinnen, erinnert sei nur an das hervorragende Altarwerk von Veit Stöß in der dortigen Marienkirche und Hans von Kulmbachs ausgezeichnete Bilderreihe in derselben Kirche, das Beste überhaupt, wie in Fachkreisen einhellig das Urteil lautet, was dieser gefühlvolle Maler und begabteste Schüler Dürers hervorgebracht hat.

Sollen weitere Frankennamen genannt werden, deren Träger dem fremden Ostvolke ihre Gaben geweiht haben? Schier unübersehbar ist deren Reihe. Die bloße Aufzählung derselben bedeutet freilich nichts, und dennoch vermögen oftmals einzelne Namen recht anschaulich zu sprechen. Ich hebe nur den Namen D ü r e r vor. Und wenn es sich auch nicht nachweisen läßt, daß der deutsche Altmeister je die sarmatische Ferne betreten habe, wie es allerdings polnischerseits, vielleicht mit einigem einleuchtenden Grund, angenommen wird, so ist es doch immerhin bemerkenswert, daß seine Brüder, A n d r e a s, der Goldschmied, und H a n s, der Maler, am polnischen Königshofe höchstes Ansehen genossen. Dies ist umso auffallender, weil zu der Zeit die Renaissance bereits ihre Alleinherrschaft in Krakau begründet hatte und italienische Meister jetzt ebenso lebhaft ins Land gezogen kamen, wie ehemals die Deutschen, die man nunmehr aber auch aus politischen Gründen zurückzusetzen begann. Nach jahrelanger fruchtbarer Tätigkeit starb Hans Dürer dortselbst.

Aber nicht diese Zeit allein ist zu beachten für das gedeihliche Nebeneinanderleben der beiden Nachbarvölker. Um im begonnenen Sinne fort-

zufahren, dürfen wir einen Schritt in die noch grauere Vergangenheit machen. Da stoßen wir auf den großen Pommernapostel Bischof Otto von Bamberg, der in seiner geistlichen Frühzeit gar vielvermögender Kaplan am Krafauer Hofe des Polenherzogs Ladislaus Hermann war und der dann zeitlebens die erspriesslichsten Beziehungen zu Polen unterhielt. — Ein Sprung nach vorn hingegen läßt uns wieder das Kunstgebiet betreten. Wir begegnen in Nürnberg dem trefflichsten deutschen Bildnismaler der Barockzeit: Johann Rupeřky. Ein Deutscher! Oder dürfen ihn die Polen doch etwa für sich in Anspruch nehmen? Ohne Zweifel liegt hier der Fall ähnlich wie beim Streite um die völkische Zugehörigkeit des Beit Stoß, den sowohl die Deutschen wie die Polen als den unbedingt Ihrigen betrachten.

Ich weiß nicht, warum man noch zögert, heutige bewährte Gesichtspunkte auch auf zurückliegende Fälle politischer Art einzunehmen. Manche Klarheit ließe sich gewiß erzielen und die Wechselbeziehungen der Parteien würden keineswegs darunter zu leiden haben. Es ist mithin angemessen, Beit Stoß allerdings als einen Sohn der polnischen Erde, nicht aber auch als polnischen Blutes zu erachten. Er war Auslandsdeutscher im reinsten Sinne des Begriffs, — Weichseldeutscher. Rupeřky hingegen wird dann, gemäß der Stammesart seines Vaters, Auslandspole, und wenn die Nachschlagebücher ihn noch so beharrlich zum Ungarn stempeln wollen, weil er, indes aber bloß zufällig, in der Nähe von Preßburg geboren wurde. Als ob das Geburtsland dem Menschen die Volksart einzulösen vermöchte! Heute unterscheidet man deutlicher in solchen Dingen. Aber offenbar ist es, daß in früheren Zeiten das Völkische wesentlich schwächer als in unsern Tagen sich durchsetzte, wenn es galt, der reinen Kultur zu dienen. Zahlreiche Beispiele gibt es, wo polnische Künstler auf deutschem Boden sich nicht nur heimisch fühlten, sondern hier erst eigentlich ihre Berufung zu erfüllen vermochten. Umgekehrt ist es nicht minder der Fall, wenn wir ganz gerecht bleiben wollen.

Nun wenden wir uns einigen andern Gestalten zu, die weiterhin mein Heimatland mit dem Frankengau verbinden. Wir kommen der neueren Zeit näher. G. T. A. Hoffmann, der Ostpreuße in Bamberg, steht vor uns. Aber ehe er hierher gelangte, war er mehrere Jahre hindurch mein Landsmann, ansässig in Plozk und Warschau, wo er einst im neu-erworbenen Gebiete preußische Dienste verrichtete. Ein deutsches Unglück, ähnlich dem gegenwärtigen, zwang ihn, gen Westen zu ziehen, Bamberg nahm ihn auf, wo er das vollendete, was meiner Heimat hätte zugute kommen können. Indessen hinterblieb bei uns drüben keinerlei Spur von dem bedeutenden Romantiker, er ging und wir Ostfiedler, die mit ihm ins Land gekommen waren, dem deutschen Volke neue Gaue zu erschließen, blieben, aber blieben allein und verlassen, waren der Ver-

kümmern und der Willkür rauher Fremdvölker preisgegeben und haben bis heutigen Tags keinen Dichter hervorgebracht.

Aber nicht ganz so unfruchtbar, wie es den Anschein hat, verlief das Jahrhundert unserer Geschichte in Polen. Einige namhafte Künstler schenken wir immerhin der Kultur. Eine Gestalt davon hilft uns besonders wieder die Brücke nach Franken schlagen. Nach Bayreuth wenden wir uns diesmal. Richard Wagners großes Nibelungenwerk will sich endlich der Welt offenbaren. Nur die erprobtesten Kräfte waren dem Meister gut genug zur Mithilfe. Zähne ging er bei der Wahl derselben vor. Seine Bühnengestalten einzuleiden war gewiß eine Hauptsache. Er wurde aufmerksam auf den früher in Weimar am Großherzoglichen Theater und in der Kunstschule im Kostümfach tätig gewesenem Historienmaler Professor Karl Emil Doepler, nachmals der Ältere zubenannt. Dieser übernahm tatkräftig die schwierige Arbeit. Mehr als 500 Figurinen mußten entworfen werden in verhältnismäßig kurzer Frist. Aber die Tat ward vollbracht. Im Sommer 1876 ging das gewaltige Wagnerwerk in der Doeplerschen Ausstattung im Festspielhause oberhalb von Bayreuth in Szene. Zum erstenmal boten sich germanische Sagen- und Göttergestalten der Bühne in glaubwürdiger Tracht der Öffentlichkeit dar. Das war gewiß eine Leistung, denn es gab da keinerlei Anlehn an etwa bestehende Vorbilder. Und nicht eine Wiederholung irgendeines Kleidungsstückes oder auch nur Schmuckteils trat auf. Mithin wollte die erste Nibelungenaufführung auch in kostümlicher Hinsicht gerühmt sein. Die Nachkritik urteilt allerdings weniger günstig über die Doeplerschen Gewänder. Das ist so üblich, soll uns aber nicht anfechten. Unsere Verpflichtung sei es nicht, zu prüfen, in welchem Maße Doepler die Aufgabe gelöst hat, oder mit welchem Recht die Kritik ihm das verargen muß, daß er mit seiner Kunst ein Kind seiner Zeit war. Für uns gilt lediglich die Feststellung, daß der berufene Kostümschöpfer im Bayreuther Festjahr 1876 ein Sohn Warschaus war. Somit ein Auslandsdeutscher, wie wir heute zu sagen pflegen, und vor allem ein Landsmann des Schreibers dieser Zeilen, der ihn mit Stolz und dem Bewußtsein genannt hat, daß wir ver schlagenen Deutschen des Weichselgebiets doch nicht in jeder Beziehung bloß die Nehmenden vom Mutterlande sind. —

Mit dem Gesagten glaube ich zur Genüge erhellt zu haben, wie meine ungewöhnliche Begeisterung für Franken entstehen konnte und welches die „verwandtschaftlichen Dinge“ sind, die mich, den fremd ins Land gekommenen Weichseldeutschen, heimisch anmuteten. Es ist klar, daß ich nun nicht ruhen darf, meinen Landsleuten zuzurufen, welche Anknüpfungspunkte — nach meinem Ermessen — ihr geistiges Begehren verheißungsvoll zu wählen habe. Früher oder später wird unter den Deutschen drüben im Ostlande das allgemeine Erwachen eintreten, wie es in den Köpfen

und Herzen einzelner bereits gärt, ja immer gegärt hat. Man wird begreiflich zunächst die Kunstschätze im nächstliegenden Bereich, also in Polen selbst, das — freilich kommt nicht nur das allerdings ausnehmend begnadete Krakau in Frage — namentlich von solchen nürnbergisch-deutschen Ursprungs überliefert ist, suchen und „entdecken“ und erst in der Folge den natürlichen Weg in das Land finden, das gleichsam als die Wiege der polnischen Kunst zu erachten ist, dabei auch wahrhaftig in jeder modernen Beziehung auf seine Rechnung kommen.

Es läßt sich also folgerichtig sowohl der ernsteste kulturelle als auch völlige Gewinn voraussetzen — niemand zuleide, aber jedem, der nichts Arges darin zu erblicken trachtet, zur Freude. Den Polen, die uns heute so verblendet übelwollen, gilt gleichermaßen dies Wort. Wollten sie nur dessen eingedenk werden, was den Ruhm ihrer Kunst, Kultur und Wissenschaft überhaupt ausmacht! Mit höchstem Stolz nennen sie ihr Krakau und kein Kunstdenkmal dieser altheiligen Königsstadt möchten sie missen, und sei es noch so deutsch seinem inneren Wesen nach! Solches wird nunmehr gar mit allem Eifer geleugnet. Ja man versteigt sich gern dahin, jedem in ihrem Lande tätig gewesenen Fremden von öffentlicher Bedeutung Ungleichungsneigung nachzuweisen, auch wenn eine solche niemals bestanden haben mochte. Nun, das deutsche Volk hat im Laufe der Jahrhunderte Unermeßliches an Polen getan — warum will man das nun nicht im versöhnlichen Sinne gelten lassen! Aber wir brechen diese tröstlosen Fragen ab und wollen uns mit redlicher Aufmerksamkeit unsern bedrängten Volksgenossen im Lande der übermütigen Polen widmen, die nach unserm brüderlichen Beistand ausschauen, und schließlich trotz alledem, auf diesem Umwege die gute Hoffnung aufkeimen machen, daß jenen vielleicht von einer höheren Ordnung die Rolle zugedacht ist, allmählich den Weg zur Pilgerung der Polen in das Land ihres heutigen Abscheues wieder zu ebnen, das im Grunde niemals die schüddige Gabe befundete, ihnen feind zu sein. Und kommt ein solcher Tag — wir wollen und dürfen ihn nicht unvernünftig hintertreiben! — so wird auch ein Nürnberg in deutschen Landen mit reicher Spende wieder da sein, uneigennützig und weltfroh, wie es immer war und wie es deutscher Art geziemt! Vorerst aber gilt's, an unsere eigene Genesung zu denken!

Drei heilige Berge des Frankenlandes

2. Der Staffelberg

Immer muß ich an Cranach denken, wenn ich — von Bierzeihenheiligen kommend — den Staffelberg breit gestreckt am Ende des windigen Höhenweges erblicke. In solch eindrucksvoller Kargheit erblickten die altdeutschen Maler die Natur. Dieser Berg ist das Urbild ihrer Landschaftsempfindung.

Die kleine Kapelle in der Senke der kahlen Gipfelfläche, auf der nur ein paar niedere Bäume gleich einer erstarrten Prozession dahinziehen, sie erweckt schon von weitem Vorstellungen von Eremiten in härenem Gewande, wie man sie aus den Versuchungen des Heiligen Antonius kennt. Wenn gar noch geschichtete Wolken mit grobplinigen Rändern darüber liegen — so ist die Schau vollkommen.

Welche Eindrücke man auch von diesem Berg empfangen mag — immer ist etwas Vorzeitliches, Urhaftes dareingemengt. An grauen Herbsttagen erscheint er wie das Wrack eines reisigen Schiffes aus der Helbenzeit, das auf dieser Höhenbank gestrandet ist. An wolkenlosen Sommertagen liegt er sonnig wie eine Alm im warmen Blau; man würde sich nicht wundern, Ziegenherden aus dem Gellüst hervorbrehen zu sehen. Am feierlichsten aber wirkt er im Winter, wenn eine glühende Schneedecke ihn dicht umhüllt. Da ist er das Gesilde reinster Entrückung. Da erinnert man sich der fromm überlieferten Worte des Weibbischofs, der diesen Berg einen *h e i l i g e n* nannte, und stimmt der Empfindung des überwältigten Bishofs bei.

Ueberwältigt! Das ist das richtige Wort. Ueberwältigt ist man immer auf diesem Berg, der mit seiner grasigen Platte so über alles Land gehoben ist. Der Weltraum, der menschlichem Gefühl drunten in Tal und Stadt nur vage als Himmel in Wolkenhöhe blaut, er umgibt mit strahlender Macht die auf dem Staffelberg Schreitenden. Er umschließt, umhüllt, umweht sie. Und wenn sie im fröhlichsten Kreise weilen — immer sind sie hier oben allein. Manch einen schreckt diese Wirkung der magischen Höhe, von deren schwindelndem Rand er hinabblickt; es schauert ihn vor der Stille der Welt, die ihn hier in feierlicher Nede umfängt. Er weiß sich die seltsam betäubenden Gefühle nicht zu deuten und strebt wieder hinab in die Tiefe, in gewohnten Zusammenhang mit Seinesgleichen und fühlt sich erst unten wieder geborgen — zurückgerettet vom Gestade des Raums in die warmen Wiesen des Lebens.

Mich aber treibt es dämonisch an dieses Gestade! Hier fühle ich mich gerettet aus den trüben und seichten Wassern des plätschernden Lebens. Hier atme ich frei den Hauch der Höhe. Hier fühlt sich mein Wesen seinem Ziel, seinem Ursprung nahe. Und voll heimatlicher Geborgenheit weile ich tagelang auf dieser Gipfelfläche, während die flüchtigen Wanderer in raschem Wechsel an mir vorüberziehen.

Ich sehe die dunklen Inseln der Wolkenschatten im Sonnenland treiben, höre wie Sphärenklänge die schwirrenden Säulen fliegender Ameisen mich umtönen, die gleich grauem Staube wieder verwehen. Die Einsamkeit blaut abendlich um diese Felsenschroffen und begeistert mich mit ihrem himmlischen Wein, der voll sprühender Sterne in meine trunkenen Blicke schäumt ...

Auf viele deutsche Gipfel führte mich in schwerem Herzgang der pilgernde Fuß. Auf ihnen allen fühlte ich mich immer noch auf Erden — auf dem Staffelberg fühl ich mich schauernd im Raum. Und ist mir sonst ein Berggang eine Wanderung wie andre. — ein Gang auf den Staffelberg ist mir mehr: ist mir etwas Ernstes, Weihevolltes — ist mir im tiefsten Sinn des Wortes eine Wallfahrt ins All!

(Aus „Coburg“, ein Bilderbuch von Julius Kühn. Verlag von A. Rostentscher, Coburg 1923.)

3. Auf dem Kreuzberg in der Rhön

Von Peter Schneider

Wer von dem freundlichen Städtchen Neustadt her das grüne Tal der Brend betritt und aufwärts wandert, dessen Geist umwehen mächtig die Schauer vergangener Zeiten. In dieser Gegend lagen vor 1900 Jahren germanische Stämme in blutigem Hader um den Besitz der Salzquellen des Rhönggebietes. In diesem Tale, zu Haselbach am Wegbrunnen, taufte nach der Ueberlieferung vor mehr denn 1200 Jahren Sanct Kilian steifnackige Germanen. Hier, auf der Salzburg, weilte der starke Pipin; in diesen Wäldern, die Königsgut waren, jagte der große Karl und erlabte sich, fern von Nachen und den beengenden Vorschriften des Leibarztes, an dem Braten des mit eigener Königsfaust gefällten Edelhirsches.

Aber um viele Jahrtausende weiter zurück eilen die Gedanken dessen, der sich dem Kreuzberg nähert. Vor unvordenklichen Zeiträumen hat hier das glutflüssige Erdinnere einen furchtbaren Kampf geführt mit dem feindlichen Element, das als leichtes Meer über die Rhöngegend dahinwogte. Zuerst stemmte sich der unter der Erdrinde gefangene Feuerries mit mächtigen Schultern gegen die dünne Kruste und hob sie weit im Umkreis zu einer flachen Wölbung empor; dann brach er mit seinem Feuerhaupt durch die Decke und schuf die Bergmasse der Rhön; als er ermattet zurückgesunken war, blieben als sichtbare Spuren seiner Anwesenheit hier und dort schwarze Blöcke in wirren Haufen liegen. Rauschend flossen die Wasser nach allen Seiten ab, furchten Täler aus, wühlten Schluchten ein; mißfarbene Blöcke, öde Schlamm- und Schmutzhalden starteten in die Luft empor.

Ergreifender Gegensatz! Der Berg, dessen glühende Gesteinsmassen einst finstere Nächte erhellten, steht heute mit einem Gewand von leuchtendem Grün umgeben da; ein Mantel von Buchen und Eichen umhüllt seine Lenden, ein grasgrünes Tuch seine Schultern, und zwischen seinen schwarzen Haaren duften würzige Blumen; auf langen Kampf folgte ein Friede, der nun schon Jahrtausende währt. —

Den Gegensatz zwischen einst und jetzt stellt der Mensch auf dem Kreuzberg freilich auch nach anderer Richtung hin fest. Wo viel Hitze ist, da ist

viel Trockenheit und, seit „der kleine Gott der Welt“ auf der Erde weilt, auch viel Durst. Sollte wirklich von der alten Gluthitze noch hie und da auf dem Kreuzberg etwas durch die Erdrinde brechen, weil alt und jung gar so gern an der braunen Quelle nippt, die im Kloster der Mönche entspringt? Sei dem, wie ihm wolle; wer über das Pflaster von Bischofsheim gestolpert, eine Viertelstunde durch Haselbach gewandert, hierauf unter reichlichen Schweißtropfen und lautem Herzschlag die berühmte Kniebreche hinangeflettert ist, sodann am Waldesausgang durch einen vom hohen Dammersfeld herpfeifenden Wind fast umgeworfen wurde und hernach über den fahlen Nordhang vielleicht bei jagendem Nebel mühsam bis zum Klosterlein hinaufstieg — für den ist eine Maß des trefflichen Klosterbieres sicherlich ein Justum, aequum et bonum. Dann ist's gemüthlich in der warmen Gaststube, während draußen vielleicht Stürme heulen; dann liest man mit höhnlicher Schadenfreude die Bemerkung einer Berliner in im Fremdenbuch: „Leider muß ich gestehen, daß der Rhönkreuzberg schöner und höher ist als der Berliner“ (letzterer erhebt sich bekanntlich 32 Meter über das Berliner Straßenpflaster) und eines Berliners: „In Berlin gibt es auch einen Kreuzberg; jedoch gibt es daselbst nur eine Milchanstalt. Ich beantrage, daß die famose Klosterbrauerei nach Berlin verlegt wird.“ —

Als ich das erstemal dem gastlichen Kloster einen Besuch abgestattet hatte, stand ich am nächsten Morgen zeitig auf, um womöglich den Sonnenaufgang zu genießen. Es war ein kühler, nebliger Spätaugustmorgen; die Zweige aller Bäume troffen von Tau. Ich stieg über die dunklen Blöcke hinter dem Kloster, über den uralten Steinring, mit dem unsere Voreltern den heiligen Bezirk der Bergkuppe abgegrenzt, langsam empor. Glatt und schlüpfrig war der Weg; aber oben genoß ich zweimal eines wunderbaren Anblicks. Ich schaute zuerst rückwärts, nach Norden. Nebelfrei war jetzt die Kuppe des Berges; aber das Thal zu meinen Füßen war ganz mit Nebel angefüllt. Er wankte nicht, er wallte nicht; in fast unheimlicher Ruhe lag er im Thal, blendend weiß, wie wenn der weite, tiefe Grund eine einzige mit Schnee oder Wolle ausgefüllte Schlucht wäre, oben so glatt und eben wie die Fläche eines Sees. Und dort fast in der Mitte, was ragt so einsam über die Fläche empor? Es ist das uralte Gemäuer der Osterburg. Keine Spur von dem Berg, auf dem sie steht; die zerfallenen Mauern steigen glatt empor wie aus einem unergründlichen Meer, über das keines Menschen Fuß je gelangen kann.

Wer möchte sich von einem solchen Anblick trennen? Als aber das Nebeltal doch allmählich sich zu verändern begann, eilte ich über den ebenen Rücken des Berges zum Südaufstieg, von dem ich gestern einen weiten, herrlichen Blick ins Land der Franken getan, von Saaleck bei Hammelburg bis zum Babelstein und zum Staffelberg, der unendlich fein

und duftig, kaum mehr zu erkennen im strahlenden Sonnenlicht, die Rund-
sicht abgeschlossen hatte. Nichts von alledem war heute zu sehen; und
dennoch — wäre nur Walbert Stifter an diesem Morgen auf dem Kreuz-
berg gestanden! Die Sonne war aufgegangen, doch blieb sie noch un-
sichtbar. Die gewaltigen Basaltblöcke dicht unter mir waren klar zu er-
kennen; feucht und schwarz lagen sie da; die untersten überzog schon ein
feiner Silbersehleier, dann kamen Bäume, schattenhaft grau, immer mehr
verschimmend und zerfließend, bis alles das weiße Nebelmeer aufnahm.
Dieses aber hatte sich einem riesigen hellen Tuche gleich über das ganze
Land gebreitet, alle Hügel, alle Täler überzogen und ihrer Form sich an-
geschmiegt, so daß es schien, als ob ein ungeheures Meer mitten im Bogen
und Wallen durch ein allmächtiges Gebot auf einmal erstarrt und ver-
steinert wäre. So kam Welle auf Welle immer weiter ins Land hinaus,
und wo Himmel und Erde aneinander grenzten, war nicht zu sehen. In
diesem Augenblick sprach mir Geibel aus der Seele:

„Wie weit, wie still! Da schließt in mir ein Sinn
Sich auf, das Unennbarste zu verstehen;
Uralte Melodien gehen
Durch meine Brust gedämpft dahin;
Es sinkt, wie Tau, der Ewigkeit Gedanke
Kühl schauernd über mich und füllt mich ganz,
Und mich umflutet sonder Schranke
Ein uferloses Meer von weißem Glanz.“ —

Als ich nun langsam zurückging und zu dem gewaltig hohen, aus einem
riesigen Stamm des Waldes gehauenen Kreuz emporblickte, da ward ich
eines neuen Gegensatzes mir bewußt. Aschberg, das heißt Eschenberg,
wurde der Alte früher vom Volk genannt; Kreuzberg heißt er jetzt. Esche
und Kreuz — zwei Weltbäume! Nach dem Glauben unserer Väter war
die ganze Welt von einer wunderbaren Esche — Yggdrasils Ask — be-
schattet, deren drei Wurzeln auf der Erde, im Reich der Riesen und in der
Unterwelt gründeten. Sie strotzte von Fülle; aber an ihrer Wurzel nagte
unablässig der Wurm, und es war ihr vom Schicksal bestimmt im großen
Weltbrand der jengenden Lohe zum Opfer zu fallen. Das Kreuz ist auch
ein Weltbaum; es strotzt nicht von Fülle und Kraft, es ist ein armseliges,
vertrocknetes, lebensbares Stück Holz; aber doch hat es das Bild der schwel-
lenden Weltesche Yggdrasil ausgelöscht im Bewußtsein des Volkes. So
muß der Berg in seinem einstigen und seinem jetzigen Namen den Sieg
des Neuen über das Alte zum Ausdruck bringen.

(Niedergeschrieben 1903,
veröffentlicht im „Bamberger Tagblatt“
28. September 1907.)

Don Römheld und seiner Gruppe

Römheld, das alte Rotemulb, der „rote Erde“ genannte Hauptort des ehemals Sachsen-Meiningen, jetzt Thüringer Teils des fränkischen Grabfeldgaues hat, so klein das Städtlein mit 1800 Einwohnern ist, doch viel vor seinen Schwestern voraus. Eine herrliche Umgebung: liebliches, waldreiches Hügelland, überragt von den mächtigen Basaltkuppen der beiden Gleichberge, von deren Höhe ein wunderbarer Ausblick sich öffnet über weites deutsches Land, vom Fichtelgebirge bis zu den Eisenacher Höhen und die Rhönkette entlang bis zu den Vorbergen des Spessart, von den Jurabergen und dem Steigerwald hinauf zum Kamm des Thüringer- und des Frankenwaldes. Die Berge selbst sind steingewordene Geschichte, zumal der kleinere, die Steinsburg, mit dem dreifachen Mauerring, einer mächtigen alten Volksburg, und mit der unerschöpflichen Ausbeute an vorgeschichtlichen Funden. Reiche Sammlungen in Meiningen (Henneberger Verein), Hildburghausen und Römheld selbst außer den ins Museum für Völkerkunde in Berlin gewanderten Gegenständen geben davon Kunde. Ein ganzes Schrifttum ist daraus erwachsen, an der Spitze die Arbeiten des ehemals Römhelder Arztes Hofrat Dr. Jakob. Prof. Dr. Göke, der die neueren Ausgrabungen und Forschungen leitet, hat sie neben anderen verdienstvoll ausgebaut und ergänzt. Jakob hatte auch die ganze Umgebung Römhelds (vorgeschichtliche Gräber und Befestigungen, Fliehburgen, altgermanische und altchristliche Andachtsstätten, mittelalterliche Landwehren in großer Zahl, beziehungsreiche Flur- und Ortsnamen) uns zu lebendigen Zeugen heimatlicher Vergangenheit gemacht. Ein alter Mitarbeiter des „Frankenlands“, Professor Ernst Koch in Meiningen, hat noch in jüngster Zeit diesen Faden weiter gesponnen (seine Aufsätze über die „Alten Burgen“ bei Mendhausen und Rothhausen, über die drei Höchheime, über die Ringwälle bei Vibra). Von Jakob haben wir auch eine meisterhafte Lebensbeschreibung des Herzogs Heinrich von Römheld, eines Sohnes Ernst des Frommen von Gotha, der bei der Erbteilung mit seinen sechs Brüdern eines der vier fränkischen Herzogtümer mit den Nemetern Römheld, Themar, Behrungen und Königsberg in Franken erhalten hatte. Denn auch die spätere Geschichte hat Römheld emporgehoben. Auf der Hartenburg, einem Vorberg der Gleichberge nahe der Stadt, hat die Burg eines Römhelder Zweigs des alten Gaugrafengeschlechts der Henneberger gestanden, bis die Grafen gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Burg mit der geräumigeren Schloßanlage am Mauerring der Stadt vertauschten. Hier hat sich nach kurzer Blüte das Geschick des in den Reichsfürstenstand erhobenen Geschlechts erfüllt (1549), aus dem neben seinem Bruder, dem Bamberger Bischof Philipp v. H. als berühmtester Sproß der Erzkanzler Kaiser Maximilians, Berthold v. Mainz,

hervorgegangen ist. Von der Bedeutung der Grafen zeugen noch die prächtigen Grabmäler in der von ihnen als Stiftskirche errichteten Stadtkirche, vor allem die ehernen Grabschreine des Grafen Hermann und der Brandenburgerin Elisabeth, ein Meisterwerk Peter Vischers.

Der Ansbacher Dichter Joh. Peter Uz hat in Römheld als Mitglied einer kais. Kommission, die Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Meiningen und Coburg wegen der Römhelder Erbschaft schlichten sollte, 1½ Jahre (1752-53) zugebracht, die er, verklärt von Liebe und Freundschaft, als die schönsten seines Lebens empfand. Durch ihn ist Römheld auch im Lied besungen, wenn auch noch halb im Ton arkadisch steifen Schäfertums. —

Römheld hat sich stets zu Franken gerechnet. Die Bewohner des Grabfelds sind nicht nur geschichtlich, auch nach ihren Mundarten und nach ihrer ganzen in Sitten und Gebräuchen und in der Wirtschaftsweise ausgesprochenen Wesensart echte Franken. Sie sind meist gegen ihren Wunsch und sicher gegen ihren Willen jetzt zum Land Thüringen gekommen.

Als der Frankenbund zuerst in Römheld auftrat, galt es daher als ausgemacht, er gehe mit den politischen Unternehmungen Hand in Hand, die, dem Coburger Beispiel folgend, nach dem bayerischen Franken hinarbeiten. Als man merkte, hier schweigt die Politik, gab's eine Enttäuschung, aber eine Enttäuschung, die mit dem Aufbauenden, Herzerwärmenden, das der Frankenbund brachte, die Geister mehr gewann, als das politische Lied es vielleicht vermocht hätte.

Am 28. April 1921 kam der erste fränkische Heimatabend zustande. Dr. Schneider sprach mit aufrüttelnden Worten über „Wir Franken und die Gegenwart“. Die von der Stadt zur Verfügung gestellte schöne Festhalle der neuen Schule war von einer wahrhaft andächtigen Gemeinde gefüllt. Zu dem gesprochenen Wort traten ausgewählte Musikstücke und der Vortrag von Dichtungen Wilhelm Weigands, des urwüchigen Paulus Mox (Henneberger Mundart) und in Römhelder Mundart unseres Bundesfreundes Kade. Von diesem Tag an besteht hier eine Ortsgruppe des Frankenbunds. Sie hat die Zahl ihrer Mitglieder nicht nur in der Stadt, auch in der näheren und weiteren Umgebung glücklich aus allen Schichten der Bevölkerung heraus mit jeder weiteren Veranstaltung weiter vermehrt.

Am 27. Januar 1922 folgte ein fränkischer Dichterabend. Frau Franzis Gernoth aus Regensburg hatte ihre feinsinnig ausgewählten und mit tiefer Wirkung gespendeten Gaben aus neuen fränkischen Dichtern (Weigand, Orth, Bröger, J. M. Becker, Graf, Siepen) auf unsern Wunsch noch bereichert durch solche vom Grabfeld: aus den „Fränkischen Geschichten“ der Henriette von Schorn; aus dem einzigartigen Lebenswerk ihres Veters, des zu früh vollendeten Heinrich von Stein, aus Anton Dörfler und nicht zuletzt aus unsrer Heimatdichterin Charlotte Gröbner.

Am 8. Februar 1922 führte uns Dr. Schneider mit prächtigen Lichtbildern ein in die fränkische Landschaft als Gestalterin fränkischer Art.

Ostern 1922 folgte eine Reihe unsrer Mitglieder einer Einladung der Thüringer Volkshochschule zu den „Osterspielen“ im Meininger Landestheater, die in der Einladung mit Recht als „fränkisch volkstümliche Kulturarbeit“ bezeichnet waren. Otto Ludwigs „Malkabäer“ und „Erbförster“, Heinrich von Steins „Karl Ludwig Sand“, Hilds „Hans im Glück“, — lauter Werke von Dichtern fränkischer Abstammung und fränkischer Art, bis auf Hild, der aber in einem fränkischen Dorf Lehrer war. . . . (Er ist fürs Vaterland gefallen.) Ein junger Gelehrter, Dr. Erich Rippold, gab bei einer Morgenfeier hierzu eine fesselnde Einführung in das „Thüringer Geistesleben“. Er räumte dabei dem zum großen Teil bestimmenden fränkischen Einschlag, wie bei der alten Landtagszeit, bei Luther, Goethe, Otto Ludwig und Stein unter dem Stichwort „fränkisch-thüringisch“ ehrlich sein Recht ein.

Am 13. November 1922 begleiteten wir Dr. Schneider in das reiche Leben Friedrich Rückerts, dessen Haßbergs-Jugend-Heimat ja von Süden her in unser Grabfeld hereinsieht und dessen Geschlecht ganz in unsrer Nähe wurzelt (Westhausen bei Heldburg), dazu kamen Klänge Rückertscher Lieder, vom Gesangverein Liederkranz bereitwillig im Chor und von Bundesfreunden im Einzelgesang und am Flügel zu neuem Leben erweckt. Geharnischte Sonette klangen wie für uns heute bestimmt. Oberlauringer und Königshöfer Jugendgedichte sorgten für ein befreiendes Lachen.

Seit diesem Jahr haben wir, schon weil zu größeren Versammlungen in der Heizungsnot der Raum fehlt, monatliche Zusammenkünfte im engeren Kreis eingeführt, die viel Anklang fanden. So folgte auf einen Abend fränkischer Dichtung (Frankenbuch, vor allem Weigand, Sperl, Graf), bei dem auch zum erstenmal Dr. Schneiders Frankenslied seine einigende Macht auswirkte, ein neuer Besuch von Frau Gernoth, der uns herrlich vorgetragene Melodramen brachte, ein dritter Abend, in dessen Mittelpunkt der fränkische Ritter Ulrich von Hutten und sein Sänger C. F. Meyer stand, und zuletzt (21. April) die Einkehr des Obmannes der Würzburger Gruppe, Fries, der uns im Vortrag über „Landnahme und Bodenwirtschaft der Franken“ aus gründlicher Forschung und anstehender Freude an der Heimat zeigte, wie unsre Landschaft unter den Händen fränkischer Bauern „geworden“ ist. Jedesmal fehlte es nicht an musikalischen Gaben, um die sich unsre Bundesfreunde Frä. Albertine Refler, Frau Wismann, Lehrer Leipold und als Gast der junge vielseitige Künstler Erhard Schilbach verdient machten, dieser ebenso eindrucksvoll im besetzten Vortrag der Dichterworte wie seiner Geige.

Neben diesen Unternehmungen sind unsre Mitglieder auch sonst im Sinn des Frankenbundes tätig, wie Frä. Grözner als Sagensammlerin

und unermüdliche Vorkämpferin für den Heimatschutz, wie Apotheker Rade, der in der Steinsburgforschung lebt und webt und jetzt zur Gründungsfeier des von 1848 her hier bestehenden Bürgervereins die 1848er Geschichte unsrer Gegend zusammenstellt, wie Pfarrer Oberländer-Erdorf, der in der Familienforschung vorbildlich ist. Fr. Gröbner und der Unterzeichnete haben auch mit heimatgeschichtlichen Vorträgen in den Nachbargemeinden und als Mitarbeiter in den uns die fehlende Ortszeitung ersetzenden Hildburghäuser Blättern (z. B. über „Hölzerlin im Grabfeld“) in diesem Sinne gewirkt. Auch in Jugend- und Wandervereinen sowie in der jetzt in Gestalt des Jungdeutschen Ordens hier aufstrebenden völkischen Bewegung sind wir für alles das eingetreten, was uns mit ihnen verbindet und was die Freude am Stammestum wecken und die darin schlummernden Kräfte entbinden kann.

Wanderungen nach Kloster Hildhausen und Münnerstadt mit ihren Kleinodien fränkischer Bau- und Bildnerkunst, nach Vibra, der Stammburg des alten Rittergeschlechts, und zu den dort, wie in Münnerstadt, erhaltenen Kunstwerken von Riemenschneiders Hand, sowie nach Heinrich v. Steins Jugendheimat, dem lieblichen Waldschloß Völkershausen, boten Gelegenheit dazu. Sie sollen noch weiter ausgebaut werden. Dabei hoffen wir auch, mit unsern Nachbarortgruppen mehr als bisher zusammenzugehen.

Noch einmal: die Herzen stehen dem Frankenbund auch im Grabfeld offen. Es ist ein Trost in der so wenig tröstlichen Zeit, zu erleben, wie mit geringen äußeren Mitteln, allein durch den wieder frei gemachten Zugang zu den vielen verschütteten Schätzen der Stammesheimat rechte, unverlierbare Freude über die Not des Alltags hinweg geschaffen werden kann. Auch für uns und von unsrem Stammesvaterland soll's nicht vergebens heißen:

„O, lerne fühlen, welchen S t a m m e s du bist!
Die a n g e b o r n e n B a n d e knüpfe fest,
ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Werner Hofffeld

Die Würzburger Frankenabende

7. März 1923 (50. Wochenzusammenkunft): Vortrag des Studienrats G u g g e n b e r g e r: „Die Entwicklung der Vogelwelt in Beziehung zur heimischen Landschaft.“ [In der Natur regelt sich alles von selber. Der Mensch kann wohl in die Tierwelt eingreifen, aber sein Eingreifen hat durchaus nicht immer den beabsichtigten Erfolg, sondern führt oft zu sehr bedauerlichen Ergebnissen; von diesem Standpunkt aus ist auch die allzu scharfe Verfolgung des „Raubzeugs“ in der Vogelwelt zu beurteilen. Auch mittelbar schädigt der Mensch durch seine K u l t u r die Vogelwelt

(Aufforstung der Wälder, Verwandlung von Dedland in Getreideland: „Kultursteppe“). Allerdings führen auch Vorgänge in der Natur selber zu Veränderungen in der Vogelwelt, so der Klimawechsel. Gegen die verschiedenen Bedrohungen schützen sich die Vögel durch ihre zum Teil großartige Anpassungsfähigkeit. Daher gibt es in der fränkischen Landschaft z. B. sogenannte „Reliktenvögel“ aus der Tropen- und der Eiszeit unserer Gegend (wie den Eisvogel). Am besten gegen den Untergang geschützt sind jene Vogelarten, die nicht „spezialisiert“ sind, d. h. die sich nicht auf eine ganz bestimmte Lebensweise eingestellt haben; die einseitigen sind dem Untergang näher gerückt als die vielseitigen. Alle diese Gesichtspunkte beleuchtete der Vortragende durch Beispiele aus der fränkischen Vogelwelt. Von den etwa 8000 Vogelarten der Erde sind in Deutschland nur etwa 300 ständige Brutvögel, in Unterfranken höchstens 240, in Würzburg 105—107.] — Der Bundesvorsitzende las einige z. T. auf Franken bezügliche Gedichte des Deutsch-Polen E d u a r d J e i k n e r aus Lódz vor.

21. März 1923: Lesung zweier Erzählungen von G e o r g B ü n a u: „Die Mutter“ (aus der Novellensammlung „Der Mut des Egidi Duldmann“) und „Im Garten vorm Tor“ (aus „Der Schreckenberger“). — [Gegenüber dem Durchschnitt unserer zeitgenössischen Novellen erscheinen Georg Bünaus des Franken Erzählungen wie nahrhaftes Brot, mit Zuckerzeug verglichen. Da in ihnen das Leben an der Wurzel erfaßt wird und die Wahrheit ohne Schminke erscheint, setzt ihre Lesung reife Menschen voraus. In der zweiten der angegebenen Erzählungen ist — wie in vielen anderen Novellen Bünaus — W ü r z b u r g der Schauplatz der Handlung, ohne daß der Name der Stadt genannt wird; und zwar Würzburg in der ersten bayerischen Zeit Frankens. Die eigenartige Entwicklung, die damals das Großhandelsgewerbe bei uns zu Land nahm, gibt den Rahmen für die ergreifende Erzählung.]

18. April 1923: Der Obmann widmete dem verstorbenen Mitglied Schuldirektor F. A. M ü l l e r einen herzlich empfundenen Nachruf. Dann berichtete der Bundesvorsitzende über eine „Wanderung im westlichen Franken“, die von Würzburg aus über Birkenfeld und Rothenfels am Main nach Marktheidenfeld, von da nach Kreuzwertheim und Wertheim, von hier über Stadtprozelten, Klingenberg, Hausen nach Aschaffenburg geführt hatte; ein Abstecher wurde nach Großostheim gemacht. [Von den vielen Eindrücken hob der Vortragende besonders hervor: die Beobachtung des unvermittelten Aneinanderstoßens fruchtbarer (weil mit Laß bedeckter) und unfruchtbarer (weil kalkiger) Geländeteile im alten Waldbassengau — eine Beobachtung, die ähnlich in ganz Franken gemacht werden könne, indem fast überall in unserer Heimat Fruchtbarkeit neben Unfruchtbarkeit des Bodens stehe. Ferner: das ebenso scharfe

Zusammenstoßen ehemaliger landesherrlicher (dynastischer) Macht auf engem Gebiet, wie es sich in den jeweils nur wenige Stunden von einander entfernten starken Mainfesten Homburg a. M. (bischöflich-würzburgisch), Wertheim (gräflich-wertheimisch) und Stadtprozelten (kurfürstlich-mainzisch) zeige. Endlich: die Stattlichkeit und das stadtmäßige Aussehen von Dörfern wie Kleinwallstadt, Großwallstadt und Großostheim, die sich als planmäßige Siedelungen fränkischer Bauernsoldaten (der in Hundertschaften gegliederten Antrustionen) im fruchtbaren Tal des Untermains deutlich zu erkennen geben.] — Herr J o r d a n berichtete über die Neuordnung des in Räumen der Residenz untergebrachten Fränkischen Museums für Naturkunde, einer für die Erkenntnis der Heimat ebenso wichtigen als vielversprechenden Einrichtung, und forderte die Mitglieder des Frankenbundes zu häufigem Besuch des Museums auf. — Die Brüder A d a l b e r t und P e t e r J a k o b erfreuten im Verein mit mehreren Freunden durch den Vortrag von ernsten und heiteren Viedern.

25. April 1923: Bericht des Obmannes über seine Reise nach Römhild zur Abhaltung eines Vortrags über „Die Landnahme und Bodenwirtschaft der Franken“ am 21. April. — Vortrag des Herrn A u g u s t E i c h e l s b a c h e r über die „Besiedelung des Spessarts“. [Nach einem kurzen Ueberblick über die frühgeschichtlichen Zeiten, in denen nur der Westrand des Spessarts — allerdings verhältnismäßig dicht — besiedelt erscheint, und über die römische Zeit, aus der im Gebiet diesseits des Limes, also auch im Spessart, nur sogenannte Depotfunde von der Einwirkung römischer Kultur zeugen, behandelte der Vortragende eingehender die germanisch-fränkische Zeit. Er unterschied mehrere Siedlungswellen: 1. die Gründung fränkischer Niederlassungen durch die Bauernsoldaten der Merowinger- und Karolingerzeit am Westspessart; 2. die Auswirkungen des Stiftes St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg, namentlich nach dem Rahlgrund hin; 3. die Siedlungswelle der sogenannten Streifengutdörfer, die namentlich in das Elswatal eindrang, aus Gründen der Jagd im Hochspessart von den Mainzer Fürsten veranlaßt; 4. die (weniger bedeutende) Welle der „Bedientendörfer“ im Hochspessart; endlich 5. die Welle der Glashüttenhöfe im nordöstlichen Spessart, die den Wald ausnützen sollte, aber auch so recht die Armut in den Spessart gebracht hat. Im zweiten Teil seines Vortrags gab der Redner ein passendes Bild von guten und bösen Tagen des am Spessarttrand gelegenen, zum sogenannten Freigericht gehörigen Dorfes Hörstein, urkundlich Hursten, d. h. „zu den Horsten“, den (einzeln stehenden) Waldesbüschen.]

2. Mai 1923: Lesung des Bundesvorsitzenden: „Die Geister von Gamburg“ von Graf von Ingelheim, Echter von und zu Mespelbrunn. Veröffentlicht im Frankenland IV (1917) S. 3 ff. [Gespensfestergezeiten von dem an der Tauber zwischen Bischofsheim und Wertheim gelegenen

Schloß Gamburg, zum größten Teil wohl auf sogenannten Halluzinationen beruhend, aber letzten Endes doch veranlaßt durch eine dunkle Ueberlieferung von einem im Schloß vergrabenen Schatz, die sich insofern als nicht ganz unrichtig erwies, als beim Nachgraben im 19. Jahrhundert eine leere Truhe an der von der Sage bezeichneten Stelle gefunden wurde. Das Ganze also lehrreich für die Entstehung derartiger Geschichten, für die das ausgehende 18. und das beginnende 19. Jahrhundert sehr viel übrig hatte — eine Gegenströmung zu dem Rationalismus, der Vernünftelei des 18. Jahrhunderts.]

Vom Germanischen Museum in Nürnberg

Die wichtigsten Neuerwerbungen

Das Germanische Museum in Nürnberg hat in den letzten Monaten eine stattliche Reihe wichtiger und bedeutsamer Neuerwerbungen für seine kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen machen können. Unter diesen steht an erster Stelle die noch mit ihrer wohlerhaltenen ursprünglichen Polychromie, dem Gold des Gewandes und dem Kastanienbraun des langgelockten Haares ausgestattete Holzfigur des jugendlichen Johannes des Täufers, die zwar aus einer Kapelle in Schülzburg am Bodensee stammt, aber aus dem Kunsthandel erworben werden mußte. Es handelt sich um einen Typ dieses Heiligen, wie er aus solch früher Zeit (um 1300) sonst nicht auf uns gekommen ist. Nicht minder wichtig für die Geschichte der deutschen Plastik ist die neuerworbene Holzfigur einer heiligen Elisabeth von dem bekannten Würzburger Meister Tilmann Riemenschneider. Aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts stammend, ist sie durch eine sorgfältige Durcharbeitung aller Einzelheiten ausgezeichnet, und stellt durch ihre unmittelbare Wirkung als Verkörperung hingebungsvoller Menschenliebe die schon seit Jahrzehnten im Museum befindliche, dem gleichen Meister zugeschriebene größere Elisabethfigur weit in den Schatten.

Für die Gemäldesammlung aber bedeutet der lebensgroße Akt einer Judith mit dem Haupt des Holofernes von Hans Baldung Grien eine nicht hoch genug anzuschlagende Ergänzung. Das Gemälde, welches nicht nur signiert sondern auch datiert ist und dem Jahre 1525 angehört, hat seinen Weg von Italien über Frankreich und Holland in das Germanische Museum gefunden. Der reife Frauenkörper der alttestamentlichen Heldin ist offensichtlich nach einem lebenden Modell geschaffen. Die Zurückgewinnung dieses Meisterwerkes aus dem Ausland darf für das Germanische Museum als umso willkommener gelten, als mit Bezug auf den großen Zeitgenossen und Freund Dürers erst durch dieses Bild für die beiden allegorischen Frauengestalten der Weisheit und Musik, welche bei dem Bildertausch zu Hugo von Tschudis Zeiten an die Alte Pinakothek in München abgegeben werden mußten, ein vollwertiger Ersatz geschaffen ist.

Inzwischen sind die für die vereinigte graphischen Sammlungen der Stadt Nürnberg und des Germanischen Museums hergerichteten Räume und Säle im ersten Stock des Verwaltungsgebäudes am Kornmarkt der Öffentlichkeit übergeben worden. In ihnen wird zurzeit eine Auslese von Frühwerken des Holzschnittes auf Einzelblättern und in Büchern gezeigt, eine Auswahl von Bucheinbänden von den kostbarsten Lederschnittarbeiten des 15. bis zu den pergelfigten und silbernen Gebetbüchern des 18. Jahrhunderts und eine Reihe älterer Handschriften vom 8. Jahrhundert, Wiegenbrude der verschiedensten deutschen Offizinen, Kaiserurkunden, Wappenbriefe und Autographen von Luther, Melancthon, Götz von Berlichingen, Wallenstein, Goethe, Schiller, Kant und Fichte.